

HEINZ-JOACHIM SIMON

*Mein
guter
Feind*
Goethe

Die geheimen
Memoiren des Grafen
Alexandre de Cagliostro

Roman

acabus

acabus



Heinz-Joachim Simon

Mein guter Feind Goethe

Die geheimen Memoiren des
Grafen Alexandre de Cagliostro

Historischer Roman


acabus



Simon, Heinz-Joachim: Mein guter Feind Goethe. Die geheimen Memoiren des Grafen Alexandre de Cagliostro. Hamburg, acabus Verlag 2020

1. Auflage

ISBN: 978-3-86282-760-2

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: ISBN 978-3-86282-762-6

PDF-eBook: ISBN 978-3-86282-761-9

Lektorat: Laura Künstler, Muna Cherkaoui, acabus Verlag

Satz: Luca Deeken, acabus Verlag

Cover: © Annelie Lamers, acabus Verlag

Covermotiv: pixabay.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der acabus Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© acabus Verlag, Hamburg 2020

Alle Rechte vorbehalten.

<http://www.acabus-verlag.de>

Gedruckt in Europa

Mephistopheles:

Bescheidene Wahrheit sprech ich dir
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt
Gewöhnlich für ein Ganzes hält.
Ich bin ein Teil des Teiles, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht,
den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.
Und doch gelingt ihm nicht, da es, soviel es strebt
verhaftet an den Körpern klebt.

Faust
Johann Wolfgang von Goethe

Prolog

Indem du diese Zeilen liest, gehörst du mir – dem Großkophta. Du wirst am Ende die Welt mit anderen Augen sehen und die heiligen drei Worte den Königen und Fürsten ins Gesicht schreien: Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit, und das Fürstenfleisch wird zittern.

Du fragst dich, wer ich bin? Das haben sich schon Kaiserinnen und Könige gefragt. Selbst die größten Geister beschäftigten sich mit mir. Keiner von ihnen fand eine zufriedenstellende Antwort. Manche nennen mich einen Gauner und Scharlatan, andere wiederum einen Wunderheiler, einen Segensmann. Wieder andere raunen, dass ich ein Magier und Alchemist sei. Ich bin das alles, und doch bin ich mehr. Vielleicht kommt meinem Naturell der Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe am nächsten. Ich bin ein Teil Mephistopheles und im anderen Teil der Faust. Der Großschriftsteller erkannte dies, und es ließ ihm keine Ruhe. Ingeheim wünschte er zu sein wie ich, aber dazu hatte er nur in seinen Versen Mut. Es gibt genug Leute, die mich für den weisesten Menschen seit Sokrates halten. Doch es laufen auch Leute herum, die von mir so übel reden, als sei ich der Rattenfänger von Hameln.

Hier will ich bekennen, wer ich wirklich bin. Ich will nicht meine guten Taten verschweigen, aber auch nicht die bösen. Jawohl, das Gemeine war mir Gevatter. Die Kirche hat gute Gründe mich zu fürchten und ... zu hassen. Lange konnte sie mir nicht beikommen, aber davon später mehr.

Ich wurde als Giuseppe Balsamo in Palermo geboren und erschuf mich neu und machte aus mir den Grafen Alexandre de Cagliostro, und die ganze Welt bestaunte mich und das mit Recht. Dabei wissen sie nur einen Bruchteil meiner Taten. Ich

habe eine Fackel unter die Menschheit geworfen, und daraus wurde ein Brand in allen Völkern, den keiner zu löschen vermag. Niemand konnte behaupten, dass er mir gleicht. Ich gab den Menschen ein, dass man Könige köpfen kann und die Aristokratie auf den Misthaufen der Geschichte gehört. Was ich Danton und Desmoulins diktierte, hat selbst im Vatikan Angst und Schrecken ausgelöst.

Goethe erkannte, welche Gefahr von mir ausging. Er hat mich gefürchtet, war von mir fasziniert, hat mich gehasst und doch bewundert, war mir Feind und Freund zugleich. In Straßburg, London und Paris feierten sie mich, erkannten mich als Großkophtha, den Herrn der Loge nach ägyptischem Ritus strikter Observanz. Die Illuminaten argwöhnten mich, sahen in mir einen Konkurrenten. Die Freimaurer zitterten, als ich mich ihnen offenbarte. Ich habe tausend Leben hinter mir und vor mir. Mir war nicht gleich bewusst, wer ich war. Gesichter hatte ich schon früh – aber ich wusste sie lange nicht zu nutzen. Ich, Cagliostro, komme vom Anfang und sehe die Zukunft. Ich betete im Sonnentempel zu Achet-Aton und wanderte mit Moses durch die Wüste zum Sinai. Ich stand in Babylon am Krankenbett des großen Alexander und flüsterte ihm ins Ohr, dass alles vergebens war. Ich riet Cäsar, in den Senat zu gehen, obwohl ihn sein Weib warnte. Ich plünderte mit Alarich Rom und riet dem Dogen Dondolo, die Kreuzfahrer nach Konstantinopel zu schicken, wo sie raubten und plünderten. Die schönen Pferde über dem Portal der St. Markus-Basilika zu Venedig zeugen davon. Jawohl, ich feuerte die Pistole auf König Gustav Adolf ab, und Räuber nahmen ihm Kleider und Stiefel. All das war ich, bin ich und werde ich ewig sein. Ein Wanderer durch die Zeit.

Ich wusste schon als Kind, dass ich anders war. Ich konnte die Gedanken der Menschen lesen. Erst später stellte ich fest, dass ich sogar ihre Handlungen beeinflussen konnte. Ich hätte ein Religionsstifter sein können, wie Jesus, Mohammed oder Buddha. Viel hat dazu nicht gefehlt. Aber auch das Böse hat

mich immer angezogen. Böse und Gut haben den gleichen Wert. Aus Bösem entsteht Gutes, und aus dem Guten kann Böses entstehen.

Ich wandelte auf bösen Pfaden. Ströme von Blut färbten die Straßen von Paris. Und dann stellte sich heraus, dass ich Gutes getan hatte. Ich verhalf den Menschen zu einer großen Idee, zu Freiheit und Würde. Wie mein Leben mit Goethe verwoben war, will ich hier bekennen. Warum ich wusste, wie er dachte, handelte, obwohl uns viele Länder und Meilen voneinander trennten? Ich bin der Großkophta, Faust und Mephistopheles zugleich.

Doch genug des Vorworts, höre, wie es begann.

1. Buch

Das Goethe-Mysterium

1 – Wie Goethe zu meinem Feind wurde

Ich wohnte damals in einem hübschen kleinen Palais am Gendarmenmarkt zu Berlin. Die Glocken der nahen Nikolaikirche mahnten mich, der Uhrzeit zu gedenken. Ich war zur Soiree der Gräfin Voß eingeladen. Mein Diener kam herein und überreichte mir einen Brief. Lorenza, meine schöne Gemahlin, rief mir aus dem Schlafzimmer zu, dass sie noch nicht zum Aufbruch bereit sei, da sich ihr Haar immer noch nicht »à la Antoinette« auftürmen ließ.

»Lorenza, Lorenza, schaffen wir es einmal, einigermaßen pünktlich zu sein?«, konnte ich mir nicht verkneifen.

»Du willst doch, dass ich schön bin«, gab sie zurück.

Natürlich wollte ich das. Ich war stolz auf Lorenza. Es gibt genug Bilder von mir, sogar eine Marmorbüste, die zeigen, dass ich hässlich bin. Ich habe einen kompakten, unschönen Körper, breite Schultern, ein schweres Gesicht, das von Blatternarben verunstaltet ist, aber dafür habe ich Augen, die die Frauen schwach werden lassen. Kurz: Meine Schönheit ist nicht der Grund, warum mich Frauen umschwärmen. Ich vermag, in ihre Köpfe einzudringen und selbst die schönste und hochmütigste in mich verliebt zu machen. Aber ich hütete mich davor, dies oft zu tun, denn Lorenza konnte darauf sehr hysterisch reagieren.

Wir würden also wieder einmal zu spät kommen, und ich fügte mich meinem Schicksal. Weil ich mir das Warten angenehm gestalten wollte, öffnete ich den Brief. Er war von Johann Caspar Lavater, einem Pfarrer in Basel, Schriftsteller und Philosoph zugleich, mit einem Ruf wie Donnerhall. Ein berühmter Mann, auf dessen Wertschätzung und Bewunderung ich stolz war. Ich gab sehr viel auf seine Meinung, mehr als auf die von Königen und Prinzen, die oft strohdumm auf mich einschwatz-

ten. Er war jemand, mit dem ich mich auf Augenhöhe unterhalten konnte. Er schrieb mir, dass das Elixier, das ich ihm empfohlen hatte, gut angeschlagen habe und er sich fast zehn Jahre jünger fühle. Die Mixtur des Althotas hatte also auch bei ihm ihre Wirkung nicht verfehlt. Von Althotas wird noch öfter zu berichten sein. Er war mein Freund und Lehrer. Er lehrte mich die Heilkunst und anderes, was man zu den magischen Künsten zählt. Was Lavater auch noch schrieb, bekümmerte mich sehr. Er sei betrübt darüber, dass sein Freund, der große Goethe, mich einen Scharlatan nenne. Auch noch andere herabsetzende Worte habe er ihm über mich geschrieben. Warum beleidigte er mich? Ich hielt zwar seinen *Werther* für ein Rührstück, aber sein *Götz* hatte mir gefallen. Was für eine Sprache! Manchmal ein bisschen derb, zugegeben, aber der Kerl in dem Stück lebte. Gut, Goethe war kein Shakespeare, aber ich schätzte ihn höher ein als Kotzebue und Iffland. Ich war Goethe bis dahin nie begegnet. Warum maßte er sich ein solch vernichtendes Urteil über mich an? Was erlaubte sich diese Hofschranze des Herzogs von Weimar?

An diesem regnerischen Tag in Berlin – der Wind aus dem Osten fegte durch die Straßen – begann das, was meine Feindschaft mit Goethe begründete.

Endlich war Lorenza fertig. Sie hatte für den Besuch des Voß'schen Salons ein türkisfarbenes Kleid gewählt und sah allerliebste aus. Der kleine Schönheitsfleck neben dem rechten Mundwinkel forderte mich heraus, sie zu küssen. Oh ja, ich liebte meine Lorenza von ganzem Herzen. In Freimaurerkreisen stellte ich sie als Seraphina vor, was an Serail, wollüstige Tänze und die Wüsten des Orients denken ließ. Sie machte auf Männer einen unwiderstehlichen Eindruck. Sie reichte mir zwar nur bis zur Schulter, hatte aber einen Wespentaille, eine bezaubernde Büste, blaue Augen und eine Pfirsichhaut, ein zierliches Näschen und einen Kussmund. Ihre Zähne reichten sich wie an einer Perlen-

ette. Immer wieder hörte ich, dass Männer sie die schönste Frau nannten, die ihnen je begegnet sei.

»Was machst du für ein grimmiges Gesicht, Lieber?«, fragte sie.

Ich reichte ihr den Brief. Sie runzelte die Stirn. Es dauerte ein wenig, bis sie reagierte. Lesen war nicht ganz ihre Stärke. Ich zeigte ihr den Goethe-Passus.

»Was? Dieser Goethe nennt dich einen Scharlatan? Wer ist dieser Mensch überhaupt?«

Ich sagte es ihr.

»Manche halten ihn für den größten deutschen Dichter. Man erwartet noch viel Großes von ihm.«

Lorenza kannte jedes Duftwässerchen, jede Salbe oder Tinktur, die ihr die Schönheit erhalten konnte, aber in der Welt der Dichter war sie nicht gerade bewandert.

»So? Dieser Mann hat den Schmachtfetzen *Werthers Leiden* geschrieben? Gelesen habe ich den Roman ja nicht, aber was ich gehört habe, reicht mir schon. Die Geschichte endet mit einem Selbstmord, nicht wahr? Und wegen dem regst du dich auf? Gut, es ist betrüblich, dass Goethe schlecht von dir spricht. Aber wer ist schon Goethe? Aber jetzt sollten wir uns zur Voß'schen aufmachen, sonst verspäten wir uns über Gebühr, und der Kronprinz ist wieder ungehalten über dich und spricht verächtlich von der Unzuverlässigkeit der Welschen.«

Dies bedarf einer Erläuterung. Julia Amalie, Elisabeth von Ingelheim, Gräfin Voß, war die zu »linker Hand« angetraute Frau des Kronprinzen Friedrich Wilhelm II. Er hatte zwar auch eine richtig angetraute Ehefrau, aber die war langweilig und zeigte sich selten in der Öffentlichkeit, und das war auch gut so. Sie war dumm, fett und eingebildet und manchmal vulgär laut. Kein Wunder, dass der Kronprinz was zum Herzen brauchte. Und dafür war die Voß genau die Richtige. Mit Friedrich Wilhelm war kein Staat zu machen, wie man so sagt. Er hatte nichts von

seinem Onkel, Friedrich dem Großen. Dieser verachtete seinen Neffen. Dass ihm Krieg und Ruhm höchst gleichgültig waren, gehörte noch zu seinen angenehmen Charaktereigenschaften. Er war faul und gefräßig und liebte das Kosen ein bisschen zu sehr. Ihn korpulent zu nennen, wäre eine Untertreibung. Um aufs Pferd zu kommen, mussten ihm drei Diener helfen. Ich mochte ihn nicht, weil er dumm war. Eine höchst fatale Eigenschaft für einen König. Ich fand für ihn einfach kein Gesprächsthema, das ihn interessierte. Und Religion, über die er leidlich Bescheid wusste, interessierte mich nicht. Außerdem sah er mir nie direkt in die Augen. Selbst wenn ich ihm sagte, dass ich Marc Anton gewarnt hatte, sich mit Kleopatra einzulassen, sagte er nur: »Ja, richtig. Ich habe auch gehört, dass die in schlüpfrige Geschichten verwickelt war. Könnt Ihr sie nicht mal nach Berlin einladen?«

Als ich ihm von Helena und dem Trojanischen Krieg erzählte, entblödete er sich nicht zu behaupten, dass sie ihm in Dresden vorgestellt worden sei, aber auf ihn keinen großen Eindruck gemacht hätte.

Das Haus der Voß lag gleich neben der Oper und war in dem in Mode gekommenen neuklassizistischen Stil gebaut. Als der Haushofmeister uns ankündigte, wurde es still. Ich hatte meinen silbernen Rock mit entsprechendem Beinkleid angezogen. Mein Haar war weiß gepudert, jedoch trug ich keine Perücke. Da ich stets auf Reinlichkeit achtete, hatte ich auch keine Läuse. Die Frauen starrten mich an, die Männer verschlangen Lorenza mit ihren Augen.

Ich eilte zur Voß, schließlich war sie die Gastgeberin, und küsste ihr die Hand und schmeichelte ihrer Eitelkeit, indem ich ihr zuflüsterte, dass ich mich schon den ganzen Tag auf ihren Anblick gefreut hätte.

»Hätte Botticelli doch Ihre Hoheit als Modell für seine Venus gehabt!«

»Wer ist dieser Botticelli? Muss man ihn kennen?«

So viel über die Bildung am preußischen Hof.

»Nicht unbedingt. Ein Pinselquäler, unglücklich, weil er nicht das Vergnügen hatte, Euch zu begegnen.«

»Ihr seid ein genau so großer Schmeichler wie Casanova.«

Ich hörte den Namen dieses Venezianers höchst ungern. Ich hatte nichts mit diesem Triebmenschen gemein. Obgleich er auch Italiener war und höchst galant sein konnte, so lagen zwischen uns doch Welten.

Lorenza kümmerte sich derweil um den Kronprinzen, war vor ihm gekniet zu einem Hofknicks zusammengesunken, sodass er ihre Büste bewundern konnte. Ein Anblick, dem er mit verträumten Augen huldigte. Er ließ sich Zeit, ehe er ihre Hand ergriff und sie langsam aufrichtete. Die Voß lachte dazu anzüglich.

Es war eine kleine Soiree, und ich war dazu eingeladen worden, weil ich das Tagesgespräch von Berlin war. Die Zeitungen hatten über meine magischen Fähigkeiten und Wunderheilungen berichtet. In diesem armseligen Nest in Brandenburg gab es ja wenig Aufregung und Ablenkung, und mein Erscheinen war natürlich eine hervorragende Gelegenheit, sich schaurigen Geschichten hinzugeben und sich über die Frage zu erregen, wer nun dieser geheimnisvolle Graf de Cagliostro wirklich war.

Die Freimaurerloge hatte mich nach Berlin eingeladen und um einen Rat gebeten, ob man die Ränge innerhalb der Loge erweitern dürfe. Ich habe ihnen natürlich zugeraten, bedeutete es doch höhere Einnahmen für die Kasse. Bei dieser Gelegenheit, bei der Beratung, wie viele Meister und Gesellen die Loge haben dürfe, hatte ich auch den Kronprinzen kennengelernt. Er bat mich darum, ihm etwas über seine Zukunft weiszusagen. Ich sagte ihm viel Angenehmes und prophezeite seine baldige Thronbesteigung und warnte ihn, je an einem Feldzug gegen Frankreich teilzunehmen. Er wunderte sich gewaltig darüber.

»Warum sollte ich gegen Frankreich marschieren? So etwas würde ich ohnehin den Österreichern überlassen.«

»Das zeigt die Klugheit Eurer Majestät.«

Die Kanonade von Valmy hat 1792 bewiesen, dass meine Prophezeiung nicht so utopisch war, wie sie sich damals anhörte.

Die Voß schlug, nach einem Menuettspieler und einer Sängerin, die meine Ohren malträtiert hatten, ein Kartenspiel vor. Mit den Gesangskünsten der italienischen Oper hatte diese Dame nichts gemein. Ich war gern zum Kartenspiel bereit, denn um meinem Ruhm, sehr reich zu sein, gerecht zu werden, besserte ich unsere Einkünfte mit Kartenspiel auf.

Sie lud mich ein, am Tisch des Kronprinzen Platz zu nehmen, und es gelang mir, diesen Amateuren Geld im Wert eines Palais abzunehmen. Ich brauchte nicht einmal falsch zu spielen.

»Gegen einen Magier Karten zu spielen, ist auch eine Dummheit«, brummte Friedrich Wilhelm säuerlich und warf seine Karten ärgerlich auf den Tisch.

»Mir ist so langweilig«, klagte die Voß ihrem morgantisch angetrauten Ehegemahl.

»Tja, was soll man machen. Es ist ja keine Ballsaison.«

»In Versailles und in der Hofburg zu Wien feiern sie auch außerhalb der Saison rauschende Feste. Jeden Tag gibt es Opern oder Theatervorführungen.«

Das war zwar nicht wahr, aber ich beschloss, diese Bemerkung zu nutzen. Lavater hatte mir einmal geschrieben, dass Goethe Berlin nicht leiden könne. Er habe die Bewohner als vorlaut und frech und den Hof als dumm und langweilig empfunden. Ich würde dafür sorgen, dass er sich hier klein und verloren vorkommen würde. Der typische Berliner Ostwind würde ihm das Blut in den Adern gefrieren lassen. Ich stellte mir vor, wie er zusammengekrümmt unter den Linden gegen den Sturm ankämpfte und die Berliner ihm mit ihrer »Kodderschнауze« zuriefen: »Na, Alterchen, wer kämpft hier so ungerne gegen Regen und Wind?«

»Es ist jammerschade, dass Ihr hier in Berlin nicht einen Goethe habt, der Eurer Hoheit Theater leitet.«

»Goethe!«, rief die Voß erfreut aus. »Der könnte uns tatsächlich die Tage verschönern. Er könnte *Werthers Leiden* für die Bühne inszenieren. Eine tolle Idee! Goethe! Ich liebe ihn.«

Friedrich Wilhelms Miene verdüsterte sich. »Goethe? Mmh!«, brachte er nur heraus.

»Er bringt die Stücke von Kotzebue immer sehr interessant auf die Bühne«, lobte ich den Lieblingsdichter der deutschen Jugend.

»Ich könnte zweimal in der Woche ins Theater gehen. Oh ja, Friedrich Wilhelm, schenk mir Goethe. Er würde Kultur nach Berlin bringen. Das würde auch den Ruf deines Königreichs mehren.«

»Er ist zwar nicht ganz billig zu haben«, räumte ich ein. »Der Herzog von Weimar verwöhnt ihn sehr. Aber dafür spricht man in ganz Deutschland über Weimar.«

»Hast du gehört, Friedrich Wilhelm? So einer wie Goethe fehlt uns hier.«

Der Kronprinz wiegte den Kopf. Er war nicht dafür bekannt, oft ein Theater besucht zu haben. Allenfalls Opern interessierten ihn, wenn auch mehr wegen der Sängerinnen.

»Er ist nun mal nicht verfügbar. Er wird von Herzog Karl August sehr geschätzt. Der Herzog hat ihn sogar zum Geheimen Rat ernannt, und Goethe berät den Fürsten in allen wichtigen Regierungsangelegenheiten. Auch privat sollen sie sich nahestehen. Man spricht davon, dass sie so manchen Streich und manches Bubenstück mit den Bauern getrieben haben. Nein, da wird nichts zu machen sein.«

Mittlerweile hatte man auch an den anderen Tischen zu spielen aufgehört. Neugierig sah man herüber, ob sich die Voß auch diesmal durchsetzen würde. Die Gräfin seufzte.

»Friedrich, du bist Kronprinz und Karl August nur ein Herzog. Du brauchst ihn doch nur zu bitten, dass er den Goethe nach Berlin schicken soll.«

Friedrich Wilhelm warf mir einen erbitterten Blick zu. Beinahe hätte er auf die Tischplatte gehauen. Im letzten Moment, nach einem scheuen Blick auf die Voß, ließ er die fleischige Hand nur sachte auf die Platte gleiten.

»Der Goethe wird sich dagegen wehren. Er liebt Berlin nicht«, tat ich mitfühlend und Unverständnis heuchelnd.

»Was? Er mag Berlin nicht? Was hat er gegen Berlin?«, fuhr der Kronprinz auf und sah entrüstet um sich.

Lorenza hatte begriffen, dass ich es dem Goethe heimzahlen wollte.

»Er soll sich sehr respektlos über Berlin geäußert haben«, vergrößerte sie den Unmut des künftigen Königs.

»Umso wichtiger ist es, ihn herzuholen, damit er sich überzeugt, wie schön unser Berlin ist«, trumpfte die Voß auf.

»Er ist eine Mode, mit der Herzog Karl August sein langweiliges Nest aufpoliert«, warf ich ein. »Er zahlt ihm dafür ein Ministergehalt.«

»Wir könnten ihm zwei Ministergehälter zahlen, nicht wahr, Friedrich Wilhelm?«

Der Kronprinz wand sich, als säße er in einem Schraubstock fest.

»Nun ja, du weißt doch, wie es um die Staatskasse steht. Wir in Preußen werfen unser Geld nicht für einen Verseschmied aus dem Fenster!«

»Ach, ich sehne mich nach mehr Kurzweil. Tu es für mich!«, bettelte die Voß. »Goethe in Berlin! Dann könnte niemand mehr sagen, dass man bei uns nur die Korporalssprache kennt.«

»Karl August ist nicht nur Fürst, sondern auch preußischer General. Ich kann ihm den Tört nicht antun, ihm sein liebstes Spielzeug wegzunehmen. Das geht wirklich nicht, Teuerste!«

»Fällt dem Magier nichts ein?«, wandte sich die Voß an mich.

Friedrich Wilhelms Blick warnte mich, es nicht zu weit zu treiben. Wehe, wenn dir etwas einfällt, sagten seine Augen. Mein Zuckerpüppchen kam mir zu Hilfe.

»Leiht Euch den Goethe doch für eine Saison aus. Wenn er dann gemerkt hat, wie interessant es ist, Berlin mit gutem Theater zu beglücken, wird er selbst dem Herzog zureden, ihn hier zu belassen.«

»Wie? Was? Ausleihen?«, fragte der dicke Friedrich Wilhelm verwirrt.

»Aber ja. Das ist die Lösung!«, freute sich die Voß. »Schreib dem Herzog, dass du den guten Berlinern etwas bieten möchtest, und er die Gnade hat, dir dabei behilflich zu sein, indem er dir den Goethe eine Saison lang als Intendant leiht. Es wird ihm eine Ehre sein.«

»Ich weiß nicht«, gab sich Friedrich Wilhelm noch immer unentschlossen, obwohl er und auch alle anderen wussten, dass er nun nachgeben würde.

»Es geht doch nicht an, dass ein kleiner Herzog mehr zu bieten hat als der preußische Hof«, trumpfte die Voß auf und sah Beifall heischend um sich. Und alle stimmten ihr zu.

»Ja doch. Vielleicht wird es so gehen. Ich werde morgen einen Brief an Karl August diktieren.«

»Du bist herrlich, Friedrich Wilhelm. Einfach göttlich!«, jubelte die Voß, und nun war auch der Kronprinz wieder guter Laune.

»Wir wollen die Stunde nutzen, dass wir einen Magier in unserem schönen Berlin haben. Er soll uns die Zukunft voraussagen.«

Ich hob mahnend die Hand. »Dazu brauche ich ein unschuldiges Kind, das noch nie gesündigt, nie gelogen hat«, versuchte ich, den Wunsch elegant abzubiegen. Aber ein Blick des Kronprinzen sagte mir, dass es ein Befehl war.

»Cagliostro, ziere Er sich nicht! Er hat die Gräfin gehört.«

Lorenza warf mir einen fragenden Blick zu. Wie kam ich aus dieser Klemme heraus? Ich musste mich auf mein Improvisationstalent verlassen.

»Zur Séance brauche ich einen abgedunkelten Raum. Es können nicht mehr als acht Personen daran teilnehmen.«

Ich sah mich bei den Frauen um. Eine etwas ätherisch aussehende Baronin mit einem scheuen Blick und einem spitzen Gesicht konnte ich mir als Medium vorstellen. Ihre an den Schläfen blau hervortretenden Adern sagten mir genug über die Sensibilität der Baronin Lindow. Nun war es wichtig, eine gute Show zu bieten, wie die Engländer so sagten. Wir gingen in ein Nebenzimmer. Die Diener verhängten die Fenster. Der Kronprinz, die Voß und ein paar erlebnishungrige Damen nahmen an dem runden Tisch Platz. Allen Teilnehmern befahl ich, sich an den Händen zu halten. Ich schloss die Augen, presste beide Fäuste gegen meine Schläfen und konzentrierte mich auf die Baronin Lindow, riss die Augen wieder auf und bat die Lindow, in der Mitte Platz zu nehmen.

»Wer ist diese außergewöhnliche Frau?«, fragte ich schwer atmend.

»Meine Cousine Elisabeth. Sie ist erst seit Kurzem in Berlin«, flüsterte die Voß. »Sie wird uns die Zukunft voraussagen.«

Die Cousine erschauerte und hob abwehrend die Hände. Aber mein Blick machte sie gefügig.

»Kein Wort! Lasst Euch gehen. Überlasst mir Eure Gedanken. Ganz ruhig durchatmen.« Ich legte der Lindow die Hand auf die Stirn und schlug ein Kreuz. »Der Heilige Geist sei mit uns.«

Ihr Zittern legte sich, ihre Brust hob und senkte sich nun ruhig.

»Ich bin der Gefährte des Althotas. Seit dem Anfang der Zeit wandere ich durch die Jahrtausende. Ich bin die Wahrheit und das Licht. Sprecht mir nach: Ich bin dein Gefäß, Cagliostro, und gehorche dir.«

Sie tat, was ich ihr befohlen hatte.

»Elisabeth von Lindow, wo bist du jetzt?«

Der Atem der Anwesenden ging schneller.

»Ich bin in einer Höhle aus Kristall und blicke auf eine Ebene hinunter.«

»Du bist auf dem Berg, über den einst Alexander zog.« Ich schnipste mit den Fingern. »Wo bist du jetzt?«

»Ich schwebe über einem mächtigen Gebirge.«

»Unter dir liegt Kaschmir, das Reich des Yuz Asaf, der das größte Geheimnis der Menschheit verkörpert. Du wirst in seiner Gnade wandeln, wenn du mir antwortest.«

»Du bist mein Herr und Meister!«, hauchte sie. Eine Stimme, so flüchtig wie eine Eisblume am Fenster.

»Dann sage mir: Wird Friedrich Wilhelm von Preußen ein großer König sein?«

»Er wird sein Reich mehren!«

»Wird er viele Schlachten schlagen?«

»Er soll dabei bleiben, die Schlachten auf anderem Feld zu schlagen!«

»Wird die Gräfin Voß demnächst ein Kind gebären?«

»Wenn die Linden wieder die Blätter verlieren.«

»Wird Minister von Babelstein lange Minister bleiben?«

»Bis zu seinem Tod.«

»Wann wird das sein?«

»Bevor das Volk der Franzosen Berlin besucht.«

»Was sagt Althotas über den Grafen Cagliostro?«

»Er wird ein Reich vernichten. Er kennt den Anfang und das Ende. Er weiß, was Heraklit dem Fluss anvertraute. Wehe den Mächtigen, wehe! Die Zeit wendet sich durch seinen Willen.«

Ich sah Schweiß auf ihrer Stirn. Ein Gefäß zerspringt, wenn man es übermäßig beansprucht.

»Kehre zurück, Elisabeth von Lindow! Deine Arbeit ist getan!«

Sie öffnete die Augen, taumelte, und das letzte Wort des Althotas entfloß ihrem Mund: »Kyrie Eleison.«

Ich ging zum Fenster und schob die Vorhänge beiseite. Die Hände am runden Tisch lösten sich. Alle starrten eine Weile stumm und starr vor sich hin.

»Was hast du gesehen?«, fragte die Voß ihre Cousine.

»Ich weiß ... nicht.« Sie drückte die Hände an ihre Schläfen und sah mich furchtsam an. Ich nickte ihr beruhigend zu.

»Es ist alles in Ordnung. Ich habe Euch nur in mein Reich geführt. Durch Euren Mund hat Althotas zu uns gesprochen.«

»Dann werde ich ein großer König sein«, freute sich Friedrich Wilhelm.

Ich widersprach ihm nicht. Aber davon hatte Baronin Lindow nichts gesagt.

»Es war außerordentlich, ganz außerordentlich«, lobte die Voß. »Es war doch eine gute Idee, den Grafen einzuladen«, lobte sie sich selbst.

Auch der Kronprinz war mir wieder gewogen. Er rieb sich vergnügt die Hände.

»Ich werde mein Reich mehren, eh? Schade, dass er keine Gebiete genannt hat. Wirklich schade.« Er war so dumm wie die Grenadiere des Alten Fritz.

Wir gingen in den Salon zurück. Ich war froh, dass die Sache so gut gelaufen war.

»Du warst wie immer göttlich«, flüsterte mir Lorenza zu.

Die Teilnehmer der Séance berichteten den anderen aufgeregt, was die Baronin vorausgesagt hatte. Mit furchtsamen oder ehrfurchtsvollen Augen sah man zu mir herüber. Die skeptischen Berliner waren nun überzeugt, dass hinter mir Kräfte standen, die sie mit ihrem Verstand nicht erfassen konnten. Ich hatte mein Ziel erreicht. Die Voß drückte meinen Arm.

»Ich werde dem Kronprinzen einen Sohn schenken?«

»Ein Kind. So sagte es Althotas.«

»Ich werde Euch ewig dankbar sein.« Die Stimme der Voß versagte, und sie drückte erneut meinen Arm. »Ewig!«, wiederholte sie.

Als wir uns verabschieden wollten, schob sich Minister von Babelstein an mich heran. »Auf ein Wort, Graf Cagliostro.« Er führte mich etwas abseits. Lorenza machte ein besorgtes Gesicht.

»Wie war das gemeint, dass Franzosen uns besuchen?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Daraus müsst Ihr Euch selbst einen Reim machen. Althotas sprach aus dem Medium.«

Babelstein lehnte sich an einen Tisch, tauchte einen Finger in ein Weinglas und zeichnete auf der Platte ein Dreieck mit einem Auge.

»Ich bin Meister der Amalia-Loge in Berlin«, stellte er sich vor. »Hütet Euch vor den Berliner Illuminaten.«

Die Berliner Illuminaten waren mir anfangs sehr gewogen gewesen, hatten mich als einen Meister begrüßt. In letzter Zeit hatten sie mich jedoch als Konkurrenz begriffen, da immer mehr ihrer Anhänger in meine »Loge nach ägyptischem Ritus« eingetreten waren.

»Die Illuminaten bekamen Nachrichten aus London. Stimmt es, dass Ihr auch Frauen in Eure Loge aufnehmt?«

»Der Großkophta spricht: Alle Menschen gehören zu meinen Schafen.«

»Schön, schön! Aber das trifft doch nicht auf Frauen zu. Sie sind Blutende. Das macht sie unrein.«

Was für ein Dummkopf! Die geheimen Symbole der Freimaurerei zu kennen, machte nun mal aus einem dummen Menschen keinen Aristoteles.

»Wer den Wandel nicht erkennt, wird der Wandlung unterworfen.«

»Das meint Ihr?«, fragte er ratlos. Ich zuckte mit den Achseln.

»Lasst Euch sagen, dass ein Todesbefehl gegen Euch ergangen ist«, flüsterte er.

Dass die Illuminaten so weit gehen würden, hatte ich nicht erwartet. Diese Warnung war ernst zu nehmen.

»Das werden sie nicht wagen«, sagte ich wider besseres Wissen.

»Sie nennen Euch einen Scharlatan, Cagliostro!«, stieß er hervor. »Auch wir bekamen Briefe aus Mitau, die Euch einen Betrüger nennen. Wir wollen keinen Ärger in Preußen. Es wäre uns sehr genehm, wenn Ihr Preußen bald verlassen würdet.«

Es war ein höflicher, aber doch unmissverständlicher Rauschmiss.

»Weiß der Kronprinz von Eurem Wunsch?«

»Mir untersteht die Polizei. Begreift doch! Es ist zu Eurem Besten. Ich kann Eure Sicherheit nicht mehr garantieren.«

»Mich wollte schon Kambyes den Göttern opfern. Caligula befahl meine Ermordung, Tamerlan wollte aus meinem Totenkopf trinken. Suleiman schickte mir eine seidene Schnur, um mich mit ihr aufzuhängen. Und doch gibt es immer noch den Grafen de Cagliostro, den lebenden Großkophta.«

Babelstein trat einen Schritt zurück. Nicht nur meine Worte, sondern auch mein Tonfall machten ihn betroffen.

»Ich habe Euch gewarnt. Der Mann mit der Sense schaut Euch bereits über die Schulter.« Er verbeugte sich kurz und zog sich zurück. Wenn er jetzt zum Kronprinzen gegangen wäre, hätte ich gewusst, dass dieser vom Wunsch seines Polizeiministers wusste, aber er ging zur Baronin Lindow.

»Was wollte er?«, fragte Lorenza besorgt.

»Er warnte mich vor den Illuminaten.«

»Dabei haben die dich vor Kurzem noch mit allen Ehren empfangen.«

»Ja, da wussten sie nicht, dass meine Wahrheit unwiderstehlich ist.«

»Werden sie dir etwas tun?«

»Nein. Dazu haben sie zu viel Angst vor mir«, versuchte ich, sie zu beruhigen.

Auf dem Rückweg zum Gendarmenmarkt, wo mir der Großmeister der Berliner Freimaurerloge ein Palais zur Verfügung gestellt hatte, wurde die Kutsche plötzlich angehalten. Ich sah aus dem Fenster. Fünf Männer mit Degen in den Händen versperrten uns den Weg. Der Mietkutscher sprang vom Bock und suchte das Weite. Ich stieg aus der Kutsche und sah mir die verummten Männer etwas genauer an. Angst hatte ich nie in sol-

Personenverzeichnis

Giuseppe Balsamo alias Graf Alexandre de Cagliostro	Hochstapler und Scharlatan, der die Welt in Erstaunen versetzt
Johann Wolfgang von Goethe	Dichter und Minister in Weimar, der seiner Sehnsucht nach Italien nachgibt
Lorenza Feliciani	Ehefrau Cagliostros, die als Seraphina Großmeisterin der ersten Frauenloge wird
Johann Caspar Lavater	verliert Goethes Achtung, weil er Cagliostro schätzt
Johann Heinrich Tischbein	Maler und Freund Goethes in Rom
Kardinal Francesco Saferio de Zelada	Kardinalsstaatssekretär Pius VI., hartnäckiger Feind Cagliostros
Kardinal Doria	Ankläger im Cagliostro-Prozess, Herr über das Vatikan-Gefängnis in San Leo
Kardinal Louis René Edouard de Rohan-Guéméné	will Premier Frankreichs werden, liebt die Königin und bürgt für das Collier
Gräfin de la Motte	Hochstaplerin, steht im Mittelpunkt der Halsbandaffäre
Georges Danton, Camille Desmoulins	Anwälte, die die Monarchie stürzen wollen
Marie-Nicole Leguay	Hure mit verblüffender Ähnlichkeit zur Königin Marie Antoinette

Boehmer und Bassenge	Juweliere, die der de la Motte das berühmteste Collier der Geschichte aushändigen
Königin Marie Antoinette	hat den Ruf, verschwenderisch zu sein, hasst den Kardinal Rohan
Graf de Launay	Festungskommandant der Bastille
Faustina	Römerin, führt Goethe in die Liebe ein
Bischof Mercresto	gieriger Kirchenfürst, Herr über die Vatikanfinanzen
Aischa	Tochter des türkischen Wesirs und spätere Geliebte Cagliostros
David	Maschinenmensch, nicht geboren, sondern geschaffen
Barsini	Zellennachbar Cagliostros in Spandau, später sein Diener
Althotas	Großkophtha des Orients, Lehrer und väterlicher Freund Cagliostros

Weitere Titel im acabus Verlag



Heinz-Joachim Simon

Der Palast der unsterblichen Dichter. Das größte Abenteuer seit Dumas' Monte Christo

ISBN: 978-3-86282-641-4

756 Seiten

Paperback

Treten Sie ein in den Palast der unsterblichen Dichter ... wenn Sie eine romantische Geschichte schätzen.

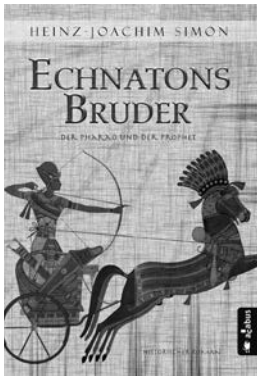
In einem Pariser Palast treffen sich die Größen der französischen Literatur. Zwei Kinder belauschen sie beim lustvollen Fabulieren. Jeder der Unsterblichen muss an die Erzählung des Vorgängers anschließen, den Erzählfaden aufnehmen und weiterspinnen.

Man erlebt die Straßenkämpfe während des Kommuneaufstandes 1871, die entsetzlichen Qualen der Besiegten im Strafgefängenenlager in Südamerika.

Julien Morgon, der Held der Unsterblichen, kann entkommen und wird ein Freiheitskämpfer in Argentinien. Er reitet mit den Gauchos für die Freiheit der indigenen Völker. Nachdem er den Diktator gestürzt hat, kehrt er zurück nach Paris. Er wird ein „Monte Christo“ und rächt sich an seinen Peinigern, die ihn ins Straflager nach Guyana schickten. Es gelingt ihm, eine Verschwörung aufzudecken. Dabei wird er mit einem unfassbaren Geheimnis konfrontiert.

Der Wind der Pampa begleitet Sie ...

Ein Roman, der die Tage verzaubert.



Heinz-Joachim Simon

**Echnatons Bruder. Der Pharao
und der Prophet**

ISBN: 978-3-86282-569-1

668 Seiten

Paperback

Tauchen Sie ein in die Zeit der Pharaonen!

Was 1350 vor Chr. begann, bestimmt noch heute unser Leben. Am Anfang stand der geheimnisvolle Amenhotep IV., der sich Echnaton nannte. Er verehrte die Sonnenscheibe Aton als einzigen Gott. Für ihn baute er die Stadt Achet-Aton und lebte dort abgeschieden vom Volk. Als er starb, verfielen seine Tempel, man verfluchte ihn und tilgte seinen Namen. Aber da kam einer, der sich sein Bruder nannte und seine Idee bewahrte. Dieser Mann, ein ägyptischer Prinz, hieß Thotmes. Die Israelis riefen ihn Moses.

Moses wuchs am Hof des Pharao auf, wurde zu dessen Schwertarm, schlug gewaltige Schlachten und musste doch verfeimt in die Wüste flüchten. Dort begegnete er Gott und kehrte zurück, kämpfte gegen Haremhab, den neuen Pharao, dem er schließlich ein Volk entriss und aus Ägypten führte. Vom Berg Sinai brachte er der Menschheit die Regeln zu einem sittlichen Leben.

Niemals gab es einen Menschen, der so hoch stieg, so tief stürzte und doch zum Gründungsvater der monotheistischen Religionen wurde.

Unser gesamtes Verlagsprogramm
finden Sie unter:

www.acabus-verlag.de
<http://de-de.facebook.com/acabusverlag>

